Der Sonntagsgast.

Jahrgang 16. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 1.**

In der Mördergrube.

Humoreske von Paul Meißner.

Mit lautem Pfiff fährte die Lokomotive den Personenzug in den kleinen Bahnhof. Der Schaffner brüllte den Namen der Station, und ein einziger Passagier folgte der freundlichen Aufforderung. Dann wieder ein Pfff, ein Pusten, ein Schnauben, und der Dampfkoloß rollte auf dem eisernen Wege weiter.

Richard Becker, ein junger Handlungsreisender, mit dem bekannten „imponirenden Schneid", der diesen Herren eigen ist, betrachtete mit einem Anflage von Melancholie den davonrollenden Eisenbahnzug, nahm dann seinen Handkoffer, in welchem die Reisemuster und ein Kasten mit Kouvert — à conto-Zahlungen der Kunden — sich befanden, und verließ mit bedächtigen Schritten den öden Bahnsteig.

Er war übelgelaunt. Wie hatte man ihm auch zumuthen können, dieses „Nest" zu besuchen, wo Einem schon auf dem Bahnhofe jede Hoffnung schwand. Das war wieder solch' eine Grille von dem „Alten". Wenn nur der Koffer nicht so schwer wäre! Und weit und breit kein dienstbarer Geist zu sehen.

Vor ihm lag die stille Landstraße, welche an beiden Seiten von alten Bäumen begrenzt wurde. Der Abend dämmerte bereits langsam herauf, und die Schatten der großen Bäume verfinsterten den Weg. Wenn er hier angefallen würde, fragte sicherlich kein Mensch nach ihm. Unwillkürlich knöpfte er seinen Rock fester zu, in dem sich in der Seitentasche das Portefeuille befand, welches das Papiergeld enthielt, und zog den Riemen der Ledertasche enger zusammen, die er an einer verborgenen Stelle seines Körpers trug, wobei die Goldstücke in derselben lustig klapperten.

Er verfolgte die Landstraße etwa zehn Minuten, bis er vor einem kleinen, ziemlich baufälligen Hause anlangte, das durch die bunte Laterne und das über der Hausthür hängende Schild als Wirthshaus bezeichnet war. Er öffnete die altersschwache Thür, welche sich kreischend in den Angeln drehte. Ein gerade nicht angenehmer Geruch von altem Bratenfett und abgestandenem Bierresten drang ihm entgegen, vermischt mit dem Tabaksrauch, der in dichten Wolken aus der langen Pfeife des Wirthes emporstieg.

Dieser, ein großer, kräftiger Mann mit gedunsenem Gesicht, kam ihm schwerfällig entgegen und fragte in gleichgiltigem Tone nach seinen Wünschen.

„Geben Sie mir ein Glas Bier," sagte Becker. Er konnte dabei einen leisen Schauder nicht verbannen, als er das schale Zeug bemerkte, welches ein Gast vor sich stehen hatte.

„Wie weit ist es noch bis R....?" fragte er den Wirth, der beschäftigt war, das bestellte Getränk aus einer Flasche in ein bereitstehendes Glas zu gießen.

„'Ne gute Stunde, wenn Sie tüchtig ausschreiten. Ich würde Ihnen aber nicht rathen, den Weg in der Dunkelheit zu machen. Nicht wahr, Vater Oswald?"

„Ja, es ist seit einiger Zeit sehr gefährlich hier in der Gegend," bestätigte der Gefragte, indem er einen schnellen Blick auf den Koffer warf, welchen Becker neben sich gestellt hatte.

Vater Oswald, der einzige anwesende Gast, mochte ungefähr vierzig Jahre alt sein. Er war ein kleiner, dicker Mann mit ausdrucksvollem, beinahe verschmitztem Gesicht. Er trug dunkle Beinkleider und eine grüne Joppe aus grobem Stoffe, welcher an einzelnen Stellen Flecken aufwies, die ein gewissenhafter Kriminalist jedenfalls genauer betrachtet hätte.

„Können Sie mir für die Nacht ein Zimmer geben?" fragte Becker.

„Nein, mein werther Herr, bis zu einem Fremdenzimmer habe ich es noch nicht gebracht," erwiderte der Wirth mit breitem Lachen.

„Ist denn hier in der Nähe kein anderes Gasthaus?"

„Nein, es liegt auch durchaus kein Bedürfniß vor."

„Aber ich kann doch nicht auf der Landstraße übernachten?"

„Das wäre sehr unbequem." Der Wirth schob eine Prise in die Nase und blinzelte zu Oswald hinüber.

„Wenn Sie zu mir kommen wollten," sagte dieser, „so könnte ich Ihnen ein Zimmer abtreten. Ich habe Platz genug im Hause, da meine Frau verreist ist."

„Ich nehme Ihren Vorschlag mit Dank an. Ueber den Preis werden wir uns ja noch verständigen."

„Ach, davon ist gar keine Rede," erwiderte der Dicke.

„Vater Oswald hat's nicht nöthig," meinte der Wirth, indem er eine zweite Prise in die großen Nasenlöcher schob.

„Also abgemacht, Sie schlafen in meinem Hause. Es ist nicht weit von hier." Er wies mit dem nassen Daumen über die Schulter. „Seien Sie übrigens zufrieden, daß Sie mich hier trafen; denn, wie gesagt, es ist in der letzten Zeit nicht recht geheuer in der Umgegend."

„Ja wie fern?" fragte Becker.

„Na, es kommen alle Augenblicke Ueberfälle vor. Ich bleibe dabei, es muß eine ganze Horde sein. Wissen Sie noch, Krüger," sagte er zu dem Wirth, „wie der alte Schumann dran glauben mußte? Solch' Gesindel!"

Er stürzte das Bier hinunter.

„Was ist denn dem alten Schumann passirt?" fragte Becker.

„Das ist eine dunkle Angelegenheit," antwortete Oswald. „Eines Morgens fand man ihn in einem Gebüsch an der Landstraße — ermordet."

„Na, und der Fall mit dem Landbriefträger!" sagte der Wirth.

„Ja, richtig!" rief Oswald. „Den haben sie bei hellem Tage überfallen. Seine Geldtasche fand man erst nach einigen Tagen an einer entfernten Stelle, natürlich ihres Inhalts beraubt."

„Das ist ja eine ganz gefährliche Gegend!" bemerkte Becker kleinlaut und dachte mit Zittern an das viele Geld, das er bei sich führte.

„Na, sehen Sie, und dabei wollten Sie im Dunkeln allein auf die Landstraße," sagte Vater Oswald. „Jedenfalls haben Sie auch 'ne Menge Geld bei sich!"

„Nein, ich nicht — ich habe gar nichts bei mir!" Die hastige Antwort verrieth gerade das Gegentheil.

„Aber, lieber Herr," versetzte Oswald, ein Handlungsreisender hat immer Geld bei sich. Sie haben es doch sicher verwahrt?"

„Ich habe mein ganzes Geld, das ich von den Kunden erhielt, bis auf eine unbedeutende Summe gestern per Post nach Hause gesandt," erwiderte Becker, dem die Frage Oswald's sehr verdächtig klang.

„Es wird Zeit," sagte der Wirth gähnend.

„Na, dann kommen Sie," sagte Oswald, indem er sich erhob, seine Mütze aufstülpte und einen dicken Knotenstock ergriff, der in einer Ecke gestanden hatte. Becker zahlte, nahm seinen Koffer, und die Beiden traten in's Freie.

In wenigen Minuten standen sie vor einem Gehöft.

Oswald öffnete die Gitterthür ein wenig, bis sein dicker Körper in dem Hofe sich befand, und ließ sie dann wieder in's Schloß fallen.

„Warten Sie einen Augenblick, ich will nur den Hund an die Kette legen, die Bestie würde Sie sonst zerfleischen. So, das wäre gemacht! Nun kommen Sie," sagte er nach zwei Minuten und ließ Becker in den Hofraum.

Sie traten in das Haus. Vollständige Finsterniß umhüllte sie. Langsam tasteten sie vorwärts. Plötzlich trat Becker auf einen weichen Gegenstand, stolperte und wäre gefallen, wenn ihm der Koffer nicht eine Stütze geboten hätte.

„Einen Augenblick, ich mache schon Licht!" rief Oswald. Das Streichholz versagte, ein zweites und ein drittes ebenfalls, „die Drecker müssen naß geworden sein," brummte er vor sich hin. „Wir finden den Weg auch im Dunkeln. Bleiben Sie nur dicht hinter mir."

Sie stiegen eine ausgetretene Treppe hinauf, bis Oswald stehen blieb, eine Thüre öffnete und Becker zum Eintreten aufforderte. Dann zündete er eine Lampe an und wünschte gute Nacht.

Becker war allein. „Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht." Das war Hohn, offenbarer Hohn. Er öffnete seinen Koffer und suchte nach dem Revolver; er war geladen. Vorsichtig schloß er wieder den Koffer, legte die Waffe auf den Tisch und unterzog das Zimmer einer genauen Besichtigung.

Er bemerkte zu seinem Erstaunen und Schrecken, daß eine Tapetenthür die Verbindung mit einem anderen Raume vermittelte. Er öffnete sie mit aller Vorsicht ein wenig. Dunkelheit herrschte in dem Raume, und ein eigenthümlicher Geruch drang ihm entgegen. Geräuschlos schloß er die Thür.

Da war es ihm, als schleiche Jemand die Treppe hinunter. Er lauschte mit angehaltenem Athem. Kein Zweifel! Die Schritte entfernten sich, jetzt hörte er sie auf dem Hofe. Schnell schraubte er den Docht der Lampe herunter, so daß nur ein ganz matter Schein von ihr ausging. Dann trat er wieder an das Fenster. Der Hund hatte ein leises, freudiges Gewinsel angestimmt, wie wenn ein guter Bekannter sich ihm näherte. Und so war es auch; denn gleich darauf vernahm er eine tiefe Stimme: „Kusch dich, Pluto!" Man hatte ihn von der Kette genommen, und Becker hörte, wie das Thier mit wilden Sätzen über den Hof sprang.

Darauf kamen die schleichenden Tritte die Treppe wieder herauf. Eine Thür fiel krachend in's Schloß, dann wurde es still.

Becker lauschte noch ein paar Minuten; doch nichts regte sich. Er schraubte den Lampendocht wieder höher und setzte sich an das offenstehende Fenster.

Aber bald hatte sich eine große Unruhe seiner bemächtigt. Er schloß das Fenster, denn die Luft ermüdete ihn — er durfte ja nicht schlafen, er mußte wachen. Es galt viel — es galt sein Leben!

Da schien es ihm, als wenn eine Hand die weiße Decke bewegte, welche zur Schonung über das Sopha gebreitet war.

Mit der Rechten ergriff er den Revolver, während die Linke den Fuß der Lampe hielt. Er ließ den schwachen Lichtschein unter das Bett fallen. Nichts! Aber hier! Der Fußboden hatte lose Fugen, eine Fallthür? Mit doppelter Aufmerksamkeit untersuchte er die Nähe des Sophas. Er leuchtete in jeden Winkel.

Ja! Was war das? Diese verdächtigen rothen Flecke! Nein, jede Täuschung war ausgeschlossen. Blut! — Ach, und hier in welcher Menge! „Mörder! Räuber!" Er wollte es schreien, laut, gellend in die Nacht hinaus. — Aber kein Laut kam über seine trockenen Lippen. Die Zunge war ihm wie gelähmt.

Kraftlos sank er auf einen Stuhl.

Nun wurde ihm Alles klar. Er war in eine Mörderhöhle gerathen — Verbrechern in die Hände gefallen!

Der alte Schumann und der Geldbriefträger waren von den Beiden ermordet worden. Jetzt kam die Reihe an ihn! —

Diese furchtbare Müdigkeit! Er mußte die Augen immer mit Gewalt aufreißen. Vergeblich! Seine physische Kraft unterlag den Gesetzen der Natur. Auf dem Stuhle sitzend, die Waffe in der Rechten, erwartete er den Morgen.

Und endlich verkündete denselben ein matter Schimmer im Osten.

Die kleine Lampe war erloschen. Erst nach und nach gewöhnten seine Augen sich an die Dunkelheit.

„Sst! Sst!"

Wieder dieses seltsame Geräusch, das er im Traume vernommen. Es kam aus dem Nebenraume. Er wandte den Kopf der Tapetenthür zu. Erschrocken fuhr er in die Höhe. Ein Lichtstrahl fiel durch die Ritze.

Auf den Zehenspitzen näherte er sich der kleinen Thür und blickte durch die schmale Spalte.

Entsetzlicher Anblick! In Fieberfrost schlugen seine Zähne auf einander. An einem runden Schleifsteine stand der unheimliche Mann, der ihn in dieses Haus gelockt hatte, und ließ die blitzende Schneide eines großen Messers über den Stein gleiten.

Auch ihn wollte man also morden, wie man die Anderen gemordet hatte!

O, warum sollte er sterben? Nur um des Geldes willen, das man bei ihm vermuthete!

O, er wollte ja Alles diesem Menschen überlassen — er wollte ewiges Schweigen geloben über das, was seine Augen erblickt hatten. Er wollte sie nicht verrathen, ihn nicht und seinen Spießgesellen — vielleicht schonten sie sein Leben.

Mit unhörbaren Schritten trat er in den Nebenraum, schlich dann ganz leise weiter und umklammerte mit seiner Rechten in Todesangst die Hand des Mannes, welche das Messer hielt, während seine bleichen Lippen stotterten: „Schonen Sie mich — haben Sie Mitleid mit mir! Ich will ja Alles thun, was Sie von mir verlangen — ich werde Sie niemals verrathen!"

Erschrocken wandte Oswald sich um und sah in das entstellte Gesicht des Handlungsreisenden.

Das Messer entfiel seiner Hand.

„O Gott, wie haben Sie mich erschreckt! Was wollen Sie denn?" fragte der Dicke mit ängstlichem Erstaunen.

„Tödten Sie mich nicht!"

„Menschenskind, sind Sie denn über Nacht verrückt geworden? Wie kommen Sie denn auf die fixe Idee, daß ich Sie tödten wollte?"

„Es schlich Jemand die Treppe hinunter und befreite den Hund von der Kette."

„Das war ich. Der Hund läuft des Nachts immer frei herum."

„In dem Zimmer nebenan entdeckte ich eine Fallthür —?"

„Stimmt! Sie führt in meinen Gemüsekeller."

„Auf der Treppe lagen leblose Körper, mein Fuß berührte sie — und unter Ihrem Bette entdeckte ich frische Blutspuren." —

Jetzt lachte Oswald hell auf.

„Ach, nun verstehe ich," sagte er noch immer lachend.

„Aber erklären Sie mir doch —"

„Warten Sie einen Augenblick!"

Er griff mit der blutigen Hand in die Seitentasche seiner grünen Joppe und überreichte Becker eine Geschäftskarte. „Wilhelm Oswald, Wild- und Geflügelhändler," las Becker. Oswald mußte schon wieder lachen. Das erstaunte Gesicht Becker's sah aber auch zu komisch aus. Dann warf er einen Hasen, dem er das Fell erst zur Hälfte abgezogen hatte, bei Seite und sagte in einem Tone, der ärgerlich klingen sollte:

„Na, einmal und nicht wieder! Ich lade keinen Fremden mehr in mein Haus."

Richard Becker fuhr zwei Stunden später auf einem Wagen, den Oswald eigenhändig lenkte, wohlbehalten nach R. — und erzielte dort ein recht gutes Geschäft.

So oft er später in die Gegend kam, versäumte er nie, bei dem Geflügelhändler vorzusprechen.

Daß ihm der Hasenbraten oder die Rehkeule dort stets so vortrefflich mundet, liegt daran, daß „Vater Oswald" nur gute Waare führt, und „Mutter Oswald" mit ganz besonderer Virtuosität den Kochlöffel zu schwingen versteht.

Die erste Schwalbe.

Von L. v. Sacher-Masoch.

Nach trüben Tagen, wo der Nebel im Thale brodelte und sich zu sagenhaften Gestalten zusammenballte, welche gleich Erlkönigs Töchter um die alten Weiden und Erlen tanzten, oder an die Hexen Macbeths erinnernd am Waldrande kauerten, der erste freundliche Sonnenschein, die ersten schüchternen Knospen an den Büschen.

An dem Fenster, auf dem ein Paar Blumentöpfe standen, saß in dem altväterischen Lehnstuhl aus der Zeit, wo der Großvater die Großmutter nahm, ein krankes Mädchen, noch immer schön trotz der bleichen Wangen, die reine Stirn von goldigen Flechten umrahmt, und blickte mit den blauen, geisterhaften Augen hinaus in den Garten, hinter dem die Rauchfänge der Dorfhäuser ihren blauen Rauch zum wolkenlosen Himmel emporsandten. Ihr gegenüber saß eine ältere Dame und las ihr aus dem Journal, das eben angekommen war, die Fortsetzung des laufenden Romans vor.

„Wie schön sich das Leben in den Romanen ausnimmt," sagte die Kranke, als die Mutter mit ihrer Lectüre zu Ende war, aber die Wirklichkeit ist doch ganz anders. Da reiht sich Täuschung an Täuschung und Qual an Qual."

„Muth Marianne!" sprach die Mutter, „laß nicht wieder die trüben Gedanken Macht über Dich gewinnen. Die Zeit heilt alle Wunden. Bald wird es wieder Frühling sein, dann wirst Du genesen, und bald wird auch Dein Herz wieder gesund sein."

„Ich hoffe es auch! Ach, wie sehne ich mich hinaus, wie sehne ich mich nach Licht und Duft, nach dem Grün der Wiesen, nach Blumen, nach dem murmelnden Bach und dem Rauschen des Waldes."

„Noch ist es zu kalt, mein Kind. Wenn erst die Schwalben wieder da sind, dann wirst auch Du Dich wohl wieder hinauswagen können."

„Ja dann —" murmelte die Kranke mit einem leisen Seufzer.

Als die Mutter hinausgegangen war, lehnte sich das bleiche Mädchen gegen das Fenster und ihr Blick schweifte hinaus über rothe Ziegeldächer und kahle Baumwipfel, hinüber zu den fernen, blauenden Bergen, wo Burg Hohenstein auf ragenden Felsen in das Thal hinaussprang und ihre dunklen gothischen Linien auf den Goldgrund des Abendhimmels zeichneten. Es war wie eine ernste Mahnung für die Kranke; wehmüthige, schmerzliche Erinnerungen wurden ihr auf's Neue erweckt, und die Herzenswunde begann wieder zu bluten. Vom Frühling hoffte sie Genesung, hoffte sie Erlösung. Konnte, durfte sie überhaupt noch hoffen?"

Mit einem Male stand jener Sommerabend vor ihrer Seele, an dem sie ihm das erste Mal begegnet war. Ihr Vater, den sie auch seither begraben hatten, hatte damals ein Amt in der Stadt bekleidet. Sie hatten mit anderen befreundeten Familien an einem Sonntagnachmittag einen Ausflug unternommen. Nachdem sie Wald und Flur durchstreift und einen mit Wein umrankten, mit den Trümmern eines alten Raubritternestes gekrönten Hügel erstiegen hatten, waren sie in einem ländlichen Wirthshause eingekehrt. Hier saßen sie an einem langen Tisch von rohem Holz und sprachen mit dem besten Appetit den derben, ländlichen Gerichten, dem Schwarzbrod und dem erquickenden Apfelwein zu.

In dem großen Saale des Wirthshauses wurde getanzt. Burschen und Mädchen aus dem Dorfe drehten sich im Kreise, nur hier und da mischte sich ein Städter unter sie, Marianne und ihre Freundinnen, von Neugierde getrieben, standen endlich auf und beobachteten von der Thür aus das heitere Treiben der Tanzenden. Plötzlich näherte sich ein junger Mann, den das farbige Band auf der Brust als Studenten kennzeichnete, überflog mit einem kecken Blick die hübschen Mädchen und näherte sich dann in sicherer, weltmännischer Haltung Marianne, um sie um einen Tanz zu bitten. Sie sah ihn im ersten Augenblick überrascht an, dann nahm sie aber erröthend seinen Arm, und folgte ihm auf den Tanzboden. Es war ihr ganz seltsam zu Muthe, während sie sich bei den Klängen eines Walzers in seinen Arm wiegte; als der Tanz zu Ende war, wollte sie mit einem scheuen, raschen Gruß entfliehen, aber der Fremde folgte ihr, geleitete sie zu ihren Eltern zurück und stellte sich den letzteren vor. Durch ihn kam die Unterhaltung von Neuem in Fluß. Er zeigte sich zugleich bescheiden, geistvoll und vielfach unterrichtet, so daß Jung und Alt an ihm Gefallen fand, und Mariannens Vater ihn beim Abschied einlud, sie zu besuchen. Er kam nun öfter in das Haus ihrer Eltern.

Nur selten hatten sie Gelegenheit, ein paar vertrauliche Worte zu wechseln. Wenn sie ihm die Treppe hinableuchtete, beim Kirchgang oder nach dem Theater, wenn er Mutter und Tochter am Ausgang erwartete. Dann kam sie noch warm vom Eindruck der Dichtung mit gerötheten Wangen hinab und freute sich der verständigen Bemerkungen, die sie aus seinen Munde zu hören bekam, der Begeisterung, mit der er jede Schönheit, jede poetische Stimmung des eben gegebenen Stückes nachzuempfinden verstand. So kam der Sommer wieder. Sie wußten es längst, daß sie sich liebten, als sie wieder einmal in Gesellschaft von Freunden einen Ausflug unternahmen. Diesmal kehrte man in keiner Wirthschaft ein. Auf den Vorschlag einiger junger Schwärmer wurde auf einer Waldwiese eine Art Zigeunerlager aufgeschlagen. Während die Väter auf dem grünsammetnen Rasen lagerten, die Mütter den Proviant auspackten und an einem lustig brennenden Feuer den Kaffee kochten, zerstreute sich das junge Volk im Walde.

Es gab ein lustiges Jagen und Haschen, in das sich bald ein heller Schrei, bald melodischer Gesang mischte. Marianne hatte sich von ihren Freundinnen entfernt, und er, der sie liebte, und dem ihr junges Herz mit unschuldiger Zärtlichkeit entgegenschlug, ereilte sie an einem Plätzchen, das dem Boudoir einer Fee glich. Sie hatte keinen Athem mehr, um ihm nochmals zu entfliehen. Erhitzt ließ sie sich auf einer kleinen Erhöhung nieder und während sie den losgegangenen blonden Zopf aufsteckte, lag er zu ihren Füßen und schaute sie an.

Was sie damals gesprochen? — Sie wußte es kaum mehr, aber sie empfand noch einmal in diesem Augenblicke die ganze Seligkeit dieser Stunde, wo sie sich mit Blicken, mit Küssen sagten, was auszudrücken die Sprache zu arm war.

Am folgenden Tage bat er ihre Eltern um ihre Hand. Gegen seine Familie, gegen ihn selbst war nichts einzuwenden, auch besaß er einiges Vermögen und hatte bei seinen Kenntnissen und Verbindungen die besten Aussichten, in nicht zu langer Zeit eine ehrenvolle Stellung zu erringen. Vater und Mutter gaben unter diesen Verhältnissen gern ihre Einwilligung.

Es galt nun vor Allem den Doctortitel zu erwerben, welcher den Weg zu allem Uebrigen bahnen sollte. Um rascher ans Ziel zu gelangen, entschloß er sich für einige Zeit die Stelle eines Hauslehrers bei dem Grafen Hohenstein anzunehmen. Dieser Entschluß schien zwei Vortheile auf einmal zu bieten; die Trennung von der Geliebten sollte es ihm leichter machen sich zu sammeln, und der Aufenthalt auf dem einsamen Bergschlosse forderte gleichsam von selbst zum Studium auf. In der ersten Zeit gab er sich denn auch mit großem Eifer den Vorbereitungen zu seinem Examen hin. Doch bald griff eine kleine energische Hand keck in sein Leben ein.

Die junge Comtesse von Hohenstein war so recht der Typus eines modernen Mädchens aus der vornehmen Welt — nervös, überspannt, eitel und rücksichtslos. Gewohnt, alle Männer, die ihr nahten, zu reizen und zu quälen, verletzte es ihr Selbstgefühl, daß der junge Hauslehrer sich darauf beschränkte, sie mit kühler Höflichkeit zu behandeln und nicht einmal einen Versuch machte, sich ihr zu nähern. Mehr als einmal ging sie in faltigen Männerstiefeln, kurz geschürzt, die Hundepeitsche in der Hand, ihre große Dogge zur Seite, an ihm vorüber, wenn er an einem einsamen Plätzchen des Parkes saß, in sein Buch vertieft. Sie war es, die zuerst bei solcher Begegnung das Wort an ihn richtete, und nun begann ein frevelhaftes Liebesspiel, das bald zwei Opfer fordern sollte.

Die Comtesse war so recht dazu erschaffen, einen Mann wahnsinnig zu machen, indem sie ihn reizte, sich wie ein Kind vertrauend in seine Arme legte und ihn dann wieder von sich stieß und verhöhnte. In demselben Maße, in dem die Leidenschaft des jungen Hauslehrers für sie wuchs, verblaßte das Bild der fernen Geliebten. Seine Briefe an sie wurden immer seltener, und endlich kamen ein paar Zeilen mit einem kurzen, offenen Geständniß, das ihr das Herz zerriß.

Doch er sollte seine Untreue nur zu rasch und schwer büßen. Kaum hatte die Comtesse den höchsten Triumph über ihn gefeiert, änderte sich auch ihr ganzes Betragen ihm gegenüber. Nicht mehr als Geliebten behandelte sie ihn, nicht einmal als Freund, nur als den Spielball ihrer Launen, als ihren Knecht, als ihre zweite Dogge, doch auch dies währte nur kurze Zeit, sie hatte es endlich auch satt, mit ihm zu spielen und ihn zu mißhandeln. Und als eines Tages ein vornehmer Herr aus der Nachbarschaft um sie zu werben begann, stieß sie das Opfer ihrer Caprice, gleich einem Stein, der ihr den Weg versperrte, hohnlachend mit dem Fuße von sich. In derselben Nacht verließ der Unglückliche das Schloß. Am nächsten Morgen fand man auf seinem Tische zwei Briefe, der eine war an Marianne gerichtet, der andere an seine Mutter. Er selbst lag zu dieser Stunde todt im nahen Forst, die Pistole, mit der er sein Leben geendet, noch krampfhaft in der erstarrten Hand haltend. —

So zog Bild auf Bild vor dem geistigen Auge der Kranken vorüber, bis sich ein Schleier von Thränen vor dasselbe legte.

Und wieder an einem Morgen voll Sonnenschein saß das arme, bleiche Mädchen an dem offenen Fenster, durch das der Duft des Frühlings eindrang, während die ersten Schmetterlinge um die grünen Büsche gaukelten. Die Mutter trat herein, sie brachte ihr die ersten Blumen. Die Kranke sog lächelnd ihren Duft ein. „Ich weiß nicht, mir ist so seltsam wohl heute," murmelte sie. Die Mutter sah sie an und trat dann leise hinter ihren Stuhl, um ihre Thränen zu verbergen. In diesem Augenblicke flog die erste Schwalbe vorüber. Wieder lächelte die Kranke, dann lehnte sie sich in den Stuhl zurück und schloß die Augen. Langsam schlummerte sie ein — um nicht mehr zu erwachen.

Die Raritätensammler.

In dem 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts war die Sucht, Raritäten und allerlei Kuriositäten zu erstehen und anzuhäufen, in vollster Blüthe, und selbst geistvolle Fürsten und Privatpersonen widerstanden dem Zeitgeschmacke nicht, der sich uns noch in den wunderlichen und reichen Sammlungen vieler deutschen Residenzen offenbart.

Landgraf Karl von Hessen war einer der eifrigsten und glücklichsten Sammler. Er stand an der Spitze der Männer, welche man damals „curieuse Herren" nannte, und ging zu Hause und im Ausland seiner Neigung nach. „Er sammelte überall," wie Dr. Eduard Behse berichtet, „schon während der Rheinfeldzüge gegen die Franzosen in den 90er Jahren, auf den Reisen in Holland und 1699 auf der Reise in Italien. Im Jahre 1714 treffen wir den reise- und sammellustigen Herrn auf der Leipziger Ostermesse bei dem damaligen ersten Fischerstechen in Leipzig zu Besuch bei dem galanten August dem Starken. Kaum konnte irgend eine Stadt in Deutschland damals so viel Absonderheiten und Sehenswürdigkeiten aufweisen als Kassel unter der langen Regierung des Landgrafen Karl. Er selbst war von der Natur mit einem eminenten Talent für Mechaniker bedacht worden: das „Perpetuum Mobile", das fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch eine Menge geschäftige und müßige Köpfe in Bewegung setzte, beschäftigte ihn lebhaft. Es gelang ihm, eine Art von durch Wasser getriebenen „Perpetuum Mobile" zu erfinden und einen Stuhl, der mit durch Luft erfüllte Blasebälge ein Stockwerk hoch in die Höhe getrieben werden konnte. In Kassel ließ er ein eigenes Modellhaus einrichten: man sah dort das schöne künstlerische Modell des Weißensteins (das jetzt Wilhelmshöhe heißt) von Wachter, eine Menge Modelle von römischen Gebäuden aus Korkholz u. s. w. Solche und so mannigfache Tausendkünstlereien, wie die Kunstkammer in Kassel aufzuweisen hatte, gab es schwerlich irgendwo beisammen: da war die kostbare Sammlung von Instrumenten zur Geometrie, Astronomie, Civil- und Kriegsbaukunst; ferner ein kopirtes optisches Kabinet, Fernröhre, Mikroskope und dergleichen bis herab zu den Zauberlaternen; sodann eine Schnellwaage, die hundertundfünfzig Centner auf einmal abwog; es gab da künstliche Uhren mit Männchen, die mit dem Kopfe wackelten und mit einem Stabe beim Umherwandeln die Stunden anzeigten, Uhren mit Glockenspiel; ferner Brennspiegel, Verkirspiegel und Hohlspiegel. Als besonderes Kunststück befand sich daselbst ein Pferd von Leder mit Sattel und Zeug; es war mit Wind gefüllt, und der Erfinder, ein hessischer Landspritzenmeister, ritt auf demselben in der Fulda herum, mittelst vier Gewichten an den Beinen erhielt er sich im Gleichgewicht. Die Kunstkammer enthielt noch unter anderen Kuriositäten eine Sammlung Brustbilder des Landgrafen und seiner Gemahlin in Alabaster, in Glas gegossen, ja man sah sogar Karl in Stahl geschnitten, etwa einen Fuß hoch, geharnischt und mit seinen Manschetten, als wären es Spitzen. Dann gab es einen ganzen Saal mit einem Wachskabinet aller Landgrafen seit dem großmüthigen Philipp. Sogar die musikalischen Instrumente der Alten, nach der Angabe Athanasius Kirchers, ließ der kuriose Herr nachahmen; ja auch das vielerwähnte Katzenklavier mit seiner Katzensymphonie fehlte nicht.

Zwei Professoren.

Bekanntlich war Robert Bunsen in seiner Lehrthätigkeit von großer Liebenswürdigkeit und Jovialität. Ueberflüssige Devotionsbezeugungen mochte er durchaus nicht leiden. Sobald es einem seiner Studenten beifiel, den Gelehrten mit „Excellenz" anzusprechen, erwiderte Bunsen ironisch: „Euer Hochwohlgeboren befehlen?" Einen ergötzlichen Gegensatz zu der Bescheidenheit des weltberühmten Chemikers bildet die Eigenart eines namhaften Vertreters der „Geisteswissenschaften" an der „Ruperto Carola". Kommt da ein Amerikaner übers große Wasser herüber und geht schnurstracks in die Wohnung des gelehrten Mannes. Ich wünsche Ihre Vorlesung zu hören, Herr Professor." — „Schön, aber merken Sie sich, ich bin Geheimrath und Exzellenz!" lautet die Antwort. — Einst wurde der selbigen Excellenz die Schusterrechnung präsentirt, welche die Aufschrift trug: für Herrn Professor Dr. X. „Hören Sie mal, läßt sich die Leuchte vernehmen, „da muß ein Irrthum vorwalten. Meines Wissens existirt in Heidelberg kein Professor Dr. X. Wohl aber ist mir bekannt, daß Seine Exzellenz der Herr Geheimrath Professor Dr. X bei Ihnen seine Schuhe machen läßt. Also schreiben Sie eine neue Rechnung. Die soll bezahlt werden."

Immer Geschäftsmann.

Bräutigam (zum Vater der Braut am Tage der Hochzeit): „Sie versprachen mir doch, Ihrer Tochter 60,000 Mark mitzugeben; ich habe aber blos 58,800 Mark erhalten!"

Barquier: „Nu! Bei Baarzahlung kann ich mer doch abziehen 2 Prozent Sconto!"